

Tertius datur.

Skizze zur Funktion des Vaters in Bildung

KARL-JOSEF PAZZINI

DEFINITION

Die Gesellschaft sei vaterlos, heißt es. Zumindest auf dem Wege dahin. Ist das erfülltes Wunschdenken oder Ausdruck der Trauer? Das ist so, behaupte ich, als stellte man fest, die Gesellschaft sei wohl neuerdings ohne Verkehrsmittel in den Städten, weil man dort kaum Pferde gesehen habe.

Der Vater ist los. Er ist nicht mehr in dem begrifflichen und anschaulichen sozialen Gehege aufzufinden, in dem man ihn noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts suchen konnte. »Er« bzw. der funktionelle Zusammenhang, der mit »Vater« bezeichnet wird, schwirrt frei herum. Kaum noch gebunden in wahrnehmbaren Formen, Institutionen, Riten. Er geht als Phantasma (Gespenst) um, manchmal und immer häufiger erlangt uns Kunde davon in formulierten Phantasien in Kunst, Wissenschaft und Alltag.

Beispielhaft für viele andere Definitionen:

»Vater, männlicher Elternteil eines Kindes. Das Verhältnis des Vaters zum Kind ist noch in weit höherem Maß von sozialen und sozioökonomischen Faktoren geprägt als die Mutter-Kind-Beziehung. Im Zuge der mit der industriellen Entwicklung einhergehenden Auflösung der bäuerlichen Großfamilie und der Verlagerung der Berufstätigkeit außer Haus hat der Vater seine patriarchalische Stellung eingebüßt und an Einfluss bei der Erziehung der Kinder verloren. Erst in neuerer Zeit ist durch Reduktion der Arbeitszeiten und ein sich tendenziell veränderndes Rollenverständnis der Eltern wieder eine stärkere Teilnahme der Väter am Familienleben zu beobachten.« (Detsch 1998)

Diese gewöhnliche, ordentliche Definition aus einer Enzyklopädie ist stark soziologisch geprägt. Der Vater wird verstanden als der eine Part der Eltern. Es gehören zwei zusammen. Aus dieser Verbindung kommt es zum Kind – eine ordentliche Familie. Des Vaters Beziehung zum Kind unterliegt starken sozia-

len und sozioökonomischen Veränderungen. Er war einmal Herrscher in der Großfamilie. Die Mutter stellt in Beziehung zum Kind etwas eher Unveränderliches, fast Natürliches dar.

Der, der in der obigen Definition wieder stärker am Familienleben teilnimmt, ist wohl eher unter folkloristischer Perspektive als »Vater« zu bezeichnen, so, wie man Trachtentänzer als Almbauern bezeichnen könnte.

Obige Definition unterscheidet sich schon wesentlich von einem vornehmlich biologischen Zugang. Dieser war immer wieder in unterschiedlicher Formulierung seit der Erkenntnis des Zusammenhangs von Befruchtung, Schwangerschaft und Geburt ein relativ stabiles naturalistisches Fundament in der Bestimmung der Vaterfunktion. Diesem muss man nicht mehr mit ideologiekritischen Mitteln begegnen. Der Zusammenhang wird durch die medizinische Technik, die In vitro-Fertilisation, selber *ad absurdum* geführt, bis in die juristischen Konsequenzen hinein. Die naturwissenschaftlich inspirierte Sichtweise zur Bestimmung der Funktion des Vaters und der Mutter war eine historisch späte mögliche Sichtweise, die substanzialistisch vorging und die gesellschaftshistorische Dimension ausblendet. Der biologische Vater wurde lange Zeit fast in eins gesetzt mit der Funktion, dem Amt des Vaters, insbesondere in den patriarchalen Gesellschaften, die keine Laizität¹ zwischen Familie und Staat als Puffer ausbildeten. Im Unterschied zu Deutschland geschah das in Frankreich nach der Revolution. In Deutschland wurde im Gegenteil die Kindererziehung »durch die Eltern zum Gottesdienst« erhoben, wie Barbara Vinken provokativ schreibt: »Mit der Reformation galt nicht mehr die Braut Christi [...] als die gottgefälligste weibliche Existenzform, sondern die Ehefrau und Mutter [...] Die Ehefrau ist dem Ehemann als Haupt der Familie untergeordnet.« (Vinken 2001, 10) Und dieser Vater/Mann wird dann zur Personifizierung des Vaters überhaupt, wobei es insbesondere für Kinder, deren Väter Pfarrer, Richter, hohe Beamte, Lehrer u. ä. sind, ganz schwierig wird, noch eine Distanz zu erarbeiten zwischen dem Vater und dem Gesetz. In dieser Konstellation verkörpert der Vater das Gesetz. Diese Ineinssetzung hat noch den Nachklang von Selbstverständlichkeit, um deretwillen aber viele institutionelle (symbolische und imaginäre) Einbildungen vollzogen werden mussten. Gegenwärtig wird immer unabweisbarer, dass die biologische Funktion nicht mehr mit der in diesem Feld wichtigen Einbildung der Institution der Familie in Einklang gebracht werden kann. Insofern verliert auch die biologische Garantie ihre Stützfunktion.²

¹ Idealtypisch ein Stand jenseits des Zugriffs der Familien und der Religion.

² Vgl. hierzu die Meldung in der Taz Nr. 6484 vom 30.6.2001, 10: »Die Mutter, die ihres Sohnes Tante ist. – In Frankreich sorgt eine 62-jährige, die ein Kind zur Welt gebracht hat, für rege Diskussionen um Moral und Ethik. – Einen Monat nach seiner Geburt schmückt Benoît-David die Titelseite des französischen Hochglanzmagazins Paris Match. Auf dem Bild ist eine Frau zu sehen, die den Säugling küsst: Sie ist seine Mutter, seine Tante und seine Käuferin. Seit einer Woche ist sie auch Gegenstand von Ermittlungen. – Bis zum 14. Mai war Jeanine Salomone eine Unbekannte. Eine 62-jähri-

VORWEG

Sähe man sich vor der Lektüre dieses Beitrages etwa den Film von Hugh Hudson *Greystoke: The Legend of Tarzan, Lord of the Apes* (1984) an, dann sähe und hörte man, wie der Belgier, der den verschollenen Tarzan im Dschungel bei den Affen findet, ihm die Welt erklärt, und wie es zu dieser Erklärung auch gehört, deutlich zu machen, was ein Vater sei. Und davon tauchen auch gleich drei Versionen im Film auf, einer, der offenbar tot ist, was Tarzan nicht weiß, ein Affe, der sich an Vaters statt mit ihm auseinander setzt, und einer, der mit einem Klopfen auf ein Buch (Bibel) und einem Fingerzeig nach oben vom Belgier lokalisiert wird. In der Schlusssequenz dann wiederum zwei Versionen: Der Großvater, der an die Stelle des Vaters getreten war, verunglückt tödlich, als er wieder zum Kind wird (er rutscht auf einem Silbertablett die Treppe runter), und in der Schlusszene dann, als der zivilisierte Tarzan einen Affen aus dem Käfig der Museums befreit (eben jenen Affen, der sein Vater war) und dieser gejagt und erschossen wird, schreit Tarzan im amerikanischen Film auf Französisch, das er von seinem zeitweiligen Vater, dem Belgier, gelernt hatte: »C'était mon père«. Verkürztes Fazit: Darwin und die Institution Museum als Stützen und Walter der biologischen Fundierung des Vaters werden fraglich.

»VATERLOSE GESELLSCHAFT«

Die Rede von der »vaterlosen Gesellschaft« (Mitscherlich 1963) taucht in den 60er Jahren mit den Ausarbeitungen Mitscherlichs (und auch bei Marcuse) auf. Sie ist so nachhaltig gewesen, zumindest als Buchtitel und Bestandteil des Zitatuschatzes, dass sie als Faktum genommen wurde. Auch in der Erziehungswissenschaft wird sie benutzt, gehört aber wahrscheinlich in die von dem Künstler Julius Deutschbauer begründete »Bibliothek der ungelesenen Bücher«³. Die besondere Ausprägung des falsch eingeschätzten Phänomens

ge verrentete Lehrerin, die zusammen mit ihrer 80-jährigen Mutter und ihrem 52-jährigen Bruder, der sich bei einem Selbstmordversuch einen großen Teil des Gesichtes zerschossen hat, in dem südfranzösischen Städtchen Draguignan lebte. Nur enge Freunde wussten, dass sie seit Jahrzehnten von dem Wunsch besessen war, ein Kind zu kriegen. Eines, dem sie ihren Namen, ihr lebenslänglich Angespantes und möglichst viele familiäre Gene vererben könnte, wie sie im Interview erklärte. – Seit die Rentnerin in einer Klinik in Südfrankreich ihren Sohn geboren hat, der ihr in den USA eingepflanzt wurde, ist sie landesweit bekannt. Es war das erste Mal, dass eine Frau im Großmutteralter in Frankreich ein Baby zur Welt brachte. Wenige Tage später enthüllte sie, die Spermien stammten von ihrem Bruder. Es gebe auch noch eine Schwester des Babys: die eine Woche später in Kalifornien von einer Leihmutter zur Welt gebrachte Marie-Cécile, die jetzt ebenfalls in der Familie Salomone lebt.«

3 Ausgestellt z. B. im Freud-Museum (Wien) im April 2001.

scheint eine deutsche Komponente zu haben (vgl. hierzu Stork 1974, 13 ff., aber auch Vinken 2001).

Es zeigte sich damals, dass die Institutionen erodiert sind, die die Vaterfunktion einige Zeit in kulturell gewohnten Formen gestützt hatten. In Deutschland ist dies ganz deutlich auch ein Effekt des Faschismus und dieser vielleicht ein Effekt der besonderen Formulierung der Vaterfunktion.

In einer anderen Perspektive könnte man die von Mitscherlich diagnostizierte Bewegung auch als eine Folge der nicht weiter fortgeführten Religionskritik⁴ verstehen, wie sie bei Feuerbach formuliert wurde, bei Marx aufgegriffen und dann fortgesetzt zum Diktum vom Tode Gottes führt, was sich auch auffassen lässt als der Tod des Vaters. Die dann folgende genauso projektive Konzeption von der Ermächtigung des individuellen menschlichen Subjektes wird in der Folge seit Beginn des letzten Jahrhunderts wieder dekonstruiert.

VERSAGEN UND UNTERSAGEN

Wenn, wie ich noch zeigen werde, vom Verschwinden der Väter gesprochen und geschrieben wird, so beruht dies nicht auf einer besonders erleuchteten Analyse, sondern stellt lediglich fest, dass entweder diese Funktion unsichtbar ist, wie immer schon,⁵ oder dass die Personen, die diese Funktion in einer spezifischen Weise verkörpern sollten, damit überfordert sind. Sie sind überfordert stellvertretend für die projektiv in den Status eines Gottes gerückten, als autonom gedachten Subjekte jeden Alters und jeden Geschlechts.

Mit Lacan kann man pointiert festhalten: Die Aufgabe⁶ des Vaters ist es zu versagen, den Ansprüchen und Erwartungen nicht zu entsprechen. Ein Vater kann nie »good enough« sein. Wenn er das ist, dann hat er sich aus der symbolischen Fiktion verabschiedet. Wenn er nicht versagt, also auch nicht untersagt, ist er ein Terrorist. Mit dem Untersagen, also der Begrenzung dessen, was zunächst in der Mutter-Kind-Dyade als möglich erscheinen mag, handeln sich die Untersagenden Widerstände ein.

»Den Menschen herzustellen heißt, ihm die Grenze zu sagen. Die Grenze herzustellen heißt, die Idee des Vaters in Szene zu setzen. Es heißt, den Söhnen des einen und des anderen Geschlechts das Verbot weiterzugeben. Der Vater ist zuallererst eine Angelegenheit des Symbols, etwas Theatralisches, ein lebendiges Artefakt.« (Legendre 1988, 189)

⁴ Siehe unten meine Anmerkungen zum »heiligen Markt« und zum »obszönen Genießen«.

⁵ Darauf gehe ich noch einmal weiter unten ein.

⁶ Hier in der Doppeldeutigkeit gemeint, aber ansonsten gleichbedeutend mit der »Funktion des Vaters«.

Die Idee des Vaters und ihre theatralische Realisierung stehen gegen die Wunschlosigkeit, sie befördern die Wünsche. Sie ziehen damit Aggressionen auf sich, Beseitigungswünsche. Der so entstehende Widerstand ermöglicht die Orientierung des Wünschens. Es geht um die Darstellung des Mangels, auch der Möglichkeit des Verfehlens und dabei auch um die Verpflichtung zur Antwort, Verantwortung. Ein Widerstand wird ins Reden, in die Sprache geführt. Aus der Spaltung des Subjekts durch Signifikanten resultiert er auch.

Zweifellos ist es so, dass viele, die traditionell Träger der Funktion des Vaters sind, z. B. im Diskurs der Biologie signifizierte Väter, die prinzipielle Unsichtbarkeit der Funktion zum Vorwand nehmen, ohne weitere Auseinandersetzung diese Funktion aufgeben, aber weiter mit der Bezeichnung fungieren oder auch nicht. Die Funktion verschwindet, wenn die Stütze einer symbolisch hergestellten Wahrnehmbarkeit fehlt bzw. nur noch als Hülse einer biologischen oder juristischen Zuordnung übrig geblieben ist.

Es ist auch so, dass einige dieser »Väter«, vorwiegend Psychoanalytiker und Psychotherapeuten, die Freud schlecht gelesen haben, sich stattdessen das Kostüm der Mutter anziehen. Diese Anverwandlung an das Bild der Mutter wird unter dem Vorwand einer Humanisierung der Gesellschaft vorgetragen. Aber schon in den Effekten wird deutlich, wie ambivalent und destruktiv solche Vorgehensweise ist: Die Mutter wird in manchen psychoanalytischen Denkrichtungen zur alles verursachenden Sozialisationsinstanz, abgeleitet aus der räumlichen Nähe zum Kind und der zeitlichen Dauer des Zusammenseins (ein Konkretismus). Destruktiv auch in dem Sinne, dass es auf die Mütter zurückschlägt als Beschuldigung. Man kann es in Analysen hören. Auch in Mitscherlichs Buch *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* (1963) ist die Rede von der »primären Zweierbeziehung zwischen Mutter und Kind« (76), die nur aus der Beobachtung stammen kann, die Unsichtbares nicht sieht.

ERLÖSCHEN DES VATERBILDES

Aus der zunehmenden Unsichtbarkeit der Funktion, dem Verlust ihrer Wahrnehmbarkeit und dem Wegfall der gewohnten Riten ihrer Darstellbarkeit⁷ schloss Mitscherlich auf deren Verlust. Eine spezifische kulturelle Form der Codierung dieser Funktion ging verloren. Deren katastrophische Auswirkungen hatten die Faschisten in einem mit Morden stabilisierten Führerkult beantwortet – zudem mit der Ausrottung des Judentums, den Protagonisten einer Religion, die das Erscheinen und die Bedeutung des Vaters formuliert, und der Bekämpfung des Christentums, das noch Rudimente dieser Funktion zu symbolisieren versuchte, wo noch ein Rest von Bewusstheit über diese Funktion anzutreffen war.

⁷ Darstellbarkeit ist weiter gefasst als Sichtbarkeit.

Bei Mitscherlich heißt es im zentralen Kapitel *Der unsichtbare Vater*:

»Bei der Formulierung »unsichtbarer Vater« läge es nahe, an Projektionen, etwa an einen imaginären allmächtigen Gottvater, der unsichtbar überall zugegen ist, zu denken. Diese Assoziation sei im Augenblick ausgeklammert. Eine zweite Vorstellung wird an den verlorenen Vater, im Sinne des physischen Verlustes, denken. Aber auch diesen Vater, den der Krieg getötet hat, der in Scheidung oder Niezustandekommen der Ehe verloren geht, meinen wir nicht, wenn wir von seiner Unsichtbarkeit sprechen. Es ist vielmehr an ein Erlöschen des Vaterbildes zu denken, das im Wesen unserer Zivilisation selbst begründet ist und das die unterweisende Funktion des Vaters betrifft: Das Arbeitsbild des Vaters verschwindet, wird unbekannt.« (Mitscherlich 1963, 176 f.)

Und dies ist ganz konkret gemeint als ein Anschauungsverlust des Vaters, weil er am Arbeitsplatz ist. Daraus folgen nach Mitscherlich Hass auf den Vater, Angst und Aggressivität. Hätte er doch ein wenig an den »unsichtbaren Vater« gedacht.

Die Feststellung eines solchen Anschauungsverlustes und seiner kausalen Wirkung ist auch Folge von Mitscherlichs Verständnis der Methode, die er als psychoanalytisch bezeichnet: Sie »ist eine genetische. Sie unterstellt nicht anders als jede Naturwissenschaft die Hypothese, dass späteres Geschehen von früherem bedingt wird; sie ist deterministisch« (173), also die Konstruktion eines verbesserten laplaceschen Dämons.

Mitscherlich präpariert den einen Strang freudschen Denkens zum alleinigen heraus: die Anlehnung an die Methoden der Naturwissenschaft, insbesondere deren Forderung nach Sichtbarkeit. Freud hatte aber vor der *Traumdeutung* genau dies festgestellt, dass er nicht dieser Methode folgen könne, ganz zu schweigen von den Ausführungen im *Mann Moses* oder *Totem und Tabu* ...

Strukturell gesehen taucht in dieser Studie lediglich das Bewusstsein davon auf, dass wir schon immer in einer »vaterlosen Gesellschaft« leben. Freud hat das in einer mythischen Form in *Totem und Tabu* (vgl. dazu Blumenberg 2001) dargestellt als Ergebnis des Urvatermordes. Nach diesem Mord bleibt lediglich der Name des Vaters, der tote Vater. Dieser findet hinwiederum seine immer wieder zu erneuernde Darstellung im (symbolischen) Gesetz und seinen Derivaten, den Geboten und Verboten, den Aufgaben und Trennungen, den Brücken und Gräben, den Institutionen. Die Darstellung changiert zwischen Symbolischem und Imaginärem. Erst in diesem Changieren bietet sich die Gelegenheit zur Integration der ambivalenten Vater-Introjekte für das Individuum.⁸

8 Vgl. Mitscherlich 1973, 16 f.: »Das Gesetz [...] muss angegriffen und zugleich internalisiert werden, damit der Geschlechts- und der Generationenunterschied sich konstituieren können«. Blumenberg merkt dazu an (Anm. 15): »Die Aktualisierung nicht nur antisemitischer Ressentiments scheint von der (ödipalen) Reife abzuhängen, d. h. von der geleisteten Integration der Vater- und Mutter-Images, die darüber entscheidet, ob zur Stabilisierung der eigenen Identität und Harmonisierung konflikthafter Identifizierungen projektiv auf kollektive Images zurückgegriffen werden muss (vgl. Grunberger

Werden aber die Verbote für das Hindernis eines möglich erscheinenden absoluten Genießens gehalten, für die Verhinderung einer glücklichen Unmittelbarkeit und nicht für die gnädige Verhüllung der Unmöglichkeit, den Brüchen zu entfliehen, die das Symbolische mit sich bringt, dann entsteht die Versuchung, sich terroristisch über alle Verbote hinwegzusetzen, zum Beispiel über das Tötungsverbot, um das absolute Genießen erreichen zu können. Alternativ und oft gleichzeitig wird tatsächlich eine Person konfiguriert, die die Führung bei den Verstößen gegen die Verbote unternimmt und die Ängste des Einzelnen suspendiert, die Verantwortung zu übernehmen. Diese Figur verkörpert dann das Gesetz, bekommt gottähnliche Kompetenzen zugesprochen und wird abgöttisch geliebt. Die Kritiker dieser Verschiebung bekommen dann alle nur denkbare Verfolgung zu spüren, weil sie angeblich das absolute Genießen verhindern wollen. Auch müssen Personen und Gruppen identifiziert werden, die bisher verhindert haben, dass die Einsicht in die Möglichkeit unmittelbaren Genießens verstellt war.

»ICH« WIRD VATER

Die psychoanalytische Pädagogik und die Kinderanalyse waren vom Wunsch nach dem absoluten Genießen nicht ganz frei. Zumindest in Anna Freuds Arbeiten lassen sich Spuren einer analytischen Haltung finden, die durch eine erzieherische Stütze ergänzt werden soll,

»welche die positive Übertragung begünstigt, d. h. die Anhänglichkeit des »schwachen Ich« des Kindes an das »starke Ich« des Erwachsenen. Anna Freud versetzt sich in die Lage, etwas an Stelle des Kindes zu wollen; sie ließ sich von vornherein auf den *circulus vitiosus* einer dualen Spiegelung ein, in der der Willen des einen sein umgekehrtes Bild im Willen des Anderen fand, der als Widerstand oder Abwehr bezeichnet wurde. Sie verkannte radikal die Struktur oder die Spielregel, die allein, jenseits des Lustprinzips, das Feld oder das Objekt einer möglichen Psychoanalyse zu definieren vermag.« (Otrgues 1974, 137)⁹

Diese Haltung geht einher mit der Pointierung einer Ichpsychologie, wie sie sich auch in Deutschland etablierte. »Ich« ist weder ein Name noch eine äußere oder innere Identität, auch wenn es mit dem bestimmten Artikel sub-

(1962): Der Antisemit gegenüber dem Ödipuskomplex. In: Narziß und Anubis, Bd. 1. München/Wien (Verl. Internat. Psychoanal.) 1988, 1–23 und Grunberger u. P. Dessuant (1997): Narzißmus, Christentum, Antisemitismus. Stuttgart (Klett-Cotta) 2000. 1997). Es wäre also die je spezifische Konfliktlösung, die darüber entscheidet, ob man zum manifesten Judenfeind, Frauenfeind etc. wird.«

9 Die Versuchung ist groß, dies in Zusammenhang zu bringen mit der Tatsache, dass der unanalytierte Freud seine Tochter analysiert (wo ist der Dritte?), dass diese eine Ichpsychologie entwickelt, dass diese gerne in der Pädagogik rezipiert wird, dass die Ichpsychologen die schärfsten Kritiker Lacans werden, dessen erster explizit psychoanalytischer Beitrag sich mit dem Spiegelstadium befasste ...

stantiviert wird. Es ist lediglich Indikator, mit dem sich ein Individuum zu erkennen gibt. »Eine Psychologie, die voraussetzt, dass jeder Dialog sich notwendig in diesem Register herstellt, ist das Opfer einer *petitio principii*.« (138)

Auf der familiären Ebene passiert im Imaginären einer Spiegelung Ähnliches, wenn der – und es ist in unseren kulturellen Breiten oft ein Mann, der die Vaterfunktion übernimmt –, der sich für den Vater hält, davon ausgeht, dass die Autorität wirklich ihren Ausgangspunkt in seiner individuellen Beschaffenheit hat. Er hat dann die besten Voraussetzung dafür, zum terroristischen Despoten zu werden, der nicht mehr weiß, dass sein Amt sich dem Symbolischen verdankt. (Das geht manchen Lehrern und Psychoanalytikern nicht anders.)

Erst durch die Verstrickung, das heißt Bindung, der je individuellen Gegebenheiten mit einer Funktion, die sich nicht den Eigenarten der Person selber verdankt, sondern an diese herangeführt wird, die dieser Person auch fremd ist, sie also entfremdet, kann ein Subjekt sich von den Bornierungen seiner Person trennen und in der Tat Wirkung entfalten. Das wäre Disziplin. Ansonsten ist das Subjekt nur lächerlich, jedenfalls relativ ohnmächtig. Ein Lachen genügt, um es nackt dastehen zu lassen, entblößt und verblödet. Das gilt nicht nur für den Bereich der Familie, sondern ebenso für jegliche Lehrsituation.

Vorräte für Formen der Bindung und Entbindung bieten die unterschiedlichen Institutionen (Familie, Schule, Universität, Gericht ...). Insofern bieten sie Möglichkeiten zur Inszenierung der Funktion des Vaters. Auch sie sind nicht die väterliche Funktion, da sie Anteil ebenso an der mütterlichen Funktion haben.

URVATERMORD

Es geht nach einem nachträglich phantasierten Urvatermord – das ist Freuds Form der Darstellung, eine Fiktion – um die Kunst, immer wieder neue Darstellungsformen zu finden, die das ungeschriebene Gesetz anzuerkennen helfen. Die Struktur des ungeschriebenen Gesetzes, dessen, was uns immer schon vorausgeht, führt zu Ausweichbewegungen: zum Streben nach Unmittelbarkeit, nicht nur als passagèrem Erlebnis, sondern als Dauerzustand, und im Gefolge der Aufklärung zu einem Streben nach Begründbarkeit und Ableitbarkeit aus einem unbezweifelbaren Grund.¹⁰ Bei der Begründbarkeit des Gesetzes landet man aber über kurz oder lang bei Tautologien, wie sie bei Moses beschrieben sind: »Ich bin, der ich bin«. »Die unerbittliche Insistenz seiner Befehle gründet letztlich auf der Aussage: »Es ist so, weil ich sage, dass es

10 Das könnte man auch als fundamentalistisch bezeichnen. – Vielleicht ist die Formulierung des Protestantismus »unmittelbar zu Gott« auch nicht weit davon entfernt.

so ist«. Kurzum, dieser Gott ist der Gott des reinen Wollens« (Žižek 1999, 139). Übersetzt könnte dies heißen: Wenn man an diese Stelle der Unbegründetheit stößt, dann bleibt nichts als das Sprechen, das Sprechen als Akt, als Wirkmächtigkeit, also Performanz, indem man ein Amt wahrnimmt¹¹ und sich in der Ausübung begründet, im Stillstand aber den Grund verliert.

»Die Konstruktion einer solchen Rede [etwa auf einer Basis von Gesetzgebung im Namen des Volkes zu reden, oder im Namen der Wissenschaft oder Humboldts oder ... KJP] erfordert die Setzung einer Fiktion, nämlich die Fiktion eines Subjekts. [...] Als Angehörige der auf okzidentale Weise instituierten Vernunft erschrecken wir vor dieser anfänglichen Setzung zurück, die notwendig theatralisch ist«¹², schreibt Legendre.

Die Darstellung dieser Unbegründetheit und Unfassbarkeit und der dauernden Anstrengung, es nicht zu Arretierungen kommen zu lassen, wird in der jüdischen Tradition zum Bilderverbot.

STILLSTAND UND DESTRUKTION

Die Schwierigkeiten der notwendigen Neuinszenierungen haben gesellschaftliche, historische Dimensionen angenommen, deren Folgen immer wieder der Bearbeitung harren. Spekulation: sowohl der 1. als auch der 2. Weltkrieg waren gesellschaftlich autodestruktive Kämpfe, auch ausgelöst durch die nicht gelingende Umwandlung der Funktion des Vaters und der sie stützenden Institutionen. Sie waren zunächst einfach weitergelaufen nach dem Tod Gottes (jener rationalistisch konkretistischen Analyse) und befanden sich auf einmal boden- und grundlos über einem Abgrund. Häufiges Thema in Slapstickfilmen und Comics.

In der Konsequenz muss nach dem 1. Weltkrieg der Kaiser abtreten. Er war als der entlarvt, der er war, ein unterdurchschnittlich intelligenter, preußischer Junker. Aber wahrlich kein Vater, erst recht nicht von Gottes Gnaden. Dennoch hinterließ auch diese Fehlbesetzung eine Lücke. Das Problem der Fehlbesetzung wurde nicht durch die Verjagung erledigt, sondern hinterließ einen leeren Platz und damit die Sehnsucht, ihn irgendwie wieder zu besetzen, ohne dass schon starke intelligente Widerstände dagegen hätten in Bildungsprozess-

¹¹ Vgl. Blumenberg (2000, 20): »Es geht im Wesentlichen um die Psychoanalyse, die analytische Beziehung und das väterliche Gesetz. So können wir jetzt auch verstehen: Es ist Freuds Verhältnis zur väterlichen Religion und zum Gott seines Vaters, das hier – qua Psychoanalyse – in die allgemeine Reihe jeder Religion und jedes wissenschaftlichen und psychoanalytischen Denkens eingereiht werden soll. Darin besteht Freuds origineller und ureigenster Beitrag zu der Erhellung der Bedingungen menschlichen Denkens und Handelns; dies ist jener ›Lichtstrahl‹ (›Enlightenment‹), den ›die psychoanalytische Erfahrung in dieses Dunkel (wirft)‹ (ebd. [Totem und Tabu. GW IX, KJP] S. 154)«.

¹² Legendre: *Leçons VII. Le désir politique de Dieu. Etude sur le montage de l'Etat et du Droit*. Paris 1988, 19–20. Zit. n. Pornschlegel/ Thüring, in: Legendre 1999, 178 f.

sen figuriert werden können. Vielleicht kam deshalb auch die Weimarer Republik nicht auf die Beine.

Auch die innovativ erscheinende Strategie des Kommunismus führte mit der Partei, die immer Recht hat, nur eine erneute Fehlbesetzungen ein.¹³

Dieser leere Platz ist im Politischen symbolisiert in der Struktur der Demokratie, worauf Mouffe, Laclau, Butler u. a. (vgl. Butler/Laclau 1998) hinweisen. Er kann nur wechselnd besetzt werden auf der Basis symbolischer Verfahren, etwa durch Wahlen, die keine natürliche oder genealogische Begründung mehr liefern für die Besetzung einer Position. Macht und Legitimation dürfen in der Demokratie nicht inkorporiert sein, wie etwa in der Monarchie. Das stellt so hohe Anforderungen, dass dort zuweilen gekohlt wird. Auf einmal taucht wieder jemand auf, der das Gesetz zu verkörpern scheint. Neben der Übergewichtigkeit führt das auch zur Verwahrlosung der anderen Institutionen und zur Selbsttötung der Frau an seiner Seite, weil die Institution der Ehe bei gleichzeitigem Bewahren der Hülle auch postmortal gleich mitausgehöhlt wird.

FASCHISMUS: PARODISTISCHER BEZUG AUF PATRIARCHALES OUTFIT

Im Faschismus wird noch einmal parodistisch Bezug genommen auf patriarchales Outfit. Aber selbst die Parodie war stark genug, eine neue Orientierung zu bieten. Die terroristische Verlegenheitslösung bestand u. a. darin, dass in einem Individuum Gesetz und Körper verschmelzen konnten ohne Distanz. Dass dies gelingen konnte, gerade mittels einer Person wie Hitler, zeigt auf erbarmungslose Weise, welche Macht dem Imaginären zukommt. Es macht, unmoderiert durch symbolische Einschnitte, die real seine Machtübernahme verhindern könnten, in der Not aus dem weder durch körperliche noch durch intellektuelle Ausstattung brillierenden Menschen einen Vater, einen Führer, eine gottähnliche Person. Diese Durchschlagkraft erhält das Imaginäre, wenn es nicht in einer Inszenierung durch Interpretation symbolisch gedeutet werden kann. Der Faschismus zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er auf allen Ebenen den Interpreten, den, der auslegt durch sein Sprechen und Schreiben, überflüssig macht, liquidiert (vgl. Legendre 1988). Ganz wesentlich hierbei ist die Argumentation mit einem Sachzwang und einer (natur-)wissenschaftlichen Ableitung, Rassismus, die ja keine Möglichkeit hat, sich auf Normen zu beziehen, die dann interpretiert werden müssen, sondern die darauf angewiesen ist, das metaphorische Sprechen und Schreiben überflüssig zu machen und damit die Übertragung. Eine solche Ausrichtung braucht keine Bildung, sondern nur noch Ausbildung. Urteile werden aus der Veranschaulichung gefällt, aus

13 Umformulierungen sind eher zu erwarten von einem Denken, wie es Rosa Luxemburg übte.

Normalisierung¹⁴, die dann kontrollierbar und überprüfbar erscheint, es aber meist nur ist durch die Zuhilfenahme eines ökonomischen Moments.

So setzt sich in Spuren aus Momenten, die zum Faschismus geführt haben, auch heute noch oder wieder unter den Ansprüchen einer sichtbaren, qualitätsgesicherten Effektivität des Forschens und Lehrens, nicht nur von außen, nicht nur in der Universität, sondern auch in anderen Institutionen, als Letztbegründung ein Terror der Ökonomie durch, weil dieser Sicherheit und Entscheidungskriterien zu versprechen scheint. Einzig die Ökonomie scheint der Rationalität noch Aufgaben und Substanz zu verleihen, an die Stelle Gottes als begründend tritt der Markt (vgl. Kurnitzki 1994). Hierhin wandert die Sehnsucht nach dem verlorenen Vater. Der Markt ist exterritorial. Heute sagt man »global«.

Im Dienste des Marktes, der als Markt keine Kriterien kennt – der Markt imponiert nicht nur in der Stadtarchitektur als eine nur zeitweise besetzte Leerstelle, sondern ist eine solche auch strukturell als Tausch von je Singulärem in ein Besonderes in Bezug auf ein Allgemeines (Geld) wieder zum Besonderen und Singulären –, sondern nur im einzelnen Tauschprozess mühsam Entscheidungen, Scheidungen und Bindungen herzustellen vermag, werden Differenzierungsvermögen und soziale Bindungen (»Arbeitsplätze«) vernichtet. Es werden Opfer gebracht. Die Unentscheidbarkeit läuft so auf eine streng dyadische Struktur zu, die ein Jenseits (des Lustprinzips) nicht mehr formulieren kann. Differenzen werden vernichtet.

Die Rede von der vaterlosen Gesellschaft in der Folge des Faschismus in der wieder oberflächlich beruhigten Situation der Bundesrepublik ist zu lesen als eine Aussage über die schwierige institutionelle und rituelle Implementation der Funktion des Vaters in der Gesellschaft unter den Vorzeichen einer rationalen auf dem Paradigma des Sehens konstruierten Wissenschaft als Religionsersatz und der mit der Wissenschaftlichkeit verbündeten Gesellschaft. Es fehlen die nach alten Mustern, aber dekonstruierten, begründbaren Brechungen durch Symbolisches. Hier liegt eine ungeheure Chance, aber auch Notwendigkeit erfinderisch zu werden.

Dem ist auf Dauer nicht beizukommen mit einer psychoanalytischen Sozialpsychologie, wie Mitscherlich sie entwickelt hat. Sie reicht auch nicht für die Realisierung von Bildung in den gegenwärtigen Transformationsprozessen. Es geht um die Wiederaufnahme einer Auseinandersetzung mit dem

14 Nach Jürgen Link kommt es zu einer Konkurrenz zwischen Normativismus und Normalismus, zu einem kulturellen Grundkonflikt der westlichen Moderne. »Während die normative Norm eine jeweils klare binäre Grenze definiert (wurde gegen das Gesetz verstoßen: ja oder nein?), bietet der Normalismus ein hochreflexives Dispositiv zur ebenso flexiblen Orientierung an. Da die Verteilungskurve stetig ist, gibt es kein mathematisches Kriterium für die Situierung der Normalitätsgrenze (»Anormal« ist lediglich das »extrem Seltene«). Sie wird nach jeweiligen kulturellen Plausibilitäten situiert, die sich historisch stark wandeln. Der klaren normativen Biärgrenze steht also die flexible Schwelle des Normalismus gegenüber.« (Link 2001)

väterlichen Gesetz, das aus der Privatheit einer Auseinandersetzung mit einem real existierenden Vater wieder herausgelöst werden muss. Alle Fundamentalismen als Flucht vor dieser Aufgabe führen diese Notwendigkeit vor. Das freudsche Unternehmen, von dem Mitscherlich sich entfernt, bestand zu einem guten Teil darin, eine Institution, die psychoanalytische Kur, einen Ort in der Zeit zu konstruieren, wo solche Dekonstruktion stattfinden kann, ohne sich an festen Maßstäben zu orientieren.

Wenn in der Folge der skizzierten Entwicklung aus der Unsichtbarkeit der Vaterfunktion auf die Nichtexistenz geschlossen wird, ist das ganz schlicht das, was man in der Philosophie als einen Kategorienfehler bezeichnet.

Aus diesem Fehler leiten sich alle die lustigen Anekdoten her von Sauerbruch bis Gagarin. Sauerbruch hatte beim Operieren und Sezieren nie eine Seele gefunden und Gagarin im Kosmos Gott nicht gesehen.

TERTIUM

Der Vater wird auch als der Dritte oder in funktionalistischer Neutralisierung als das Dritte bezeichnet. Darin spiegelt sich tatsächlich eine wieder zunehmende Ungreifbarkeit des »Vaters« wider, die in Vergleich gesetzt wird mit den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Vorstellungen des »Vaters«, die greifbar schienen. Da man diesen nicht mehr wiederfindet, wächst das Bedürfnis nach einer anderen Bezeichnung. Dem begegnete ich auch in Diskussionen bei der ersten Vorstellung der hier skizzierten Gedanken. Wenn »der« Vater schon verschwunden ist, wenn die Gesellschaft vaterlos geworden ist, dann sollte man doch, auch um all diese Konnotationen, die Evokation enttäuschter Hoffnungen oder des befreiten Aufatmens, zu vermeiden, die mit einem historisch vergangenen Vaterbild sich einstellen, lieber einen neutralen Ausdruck verwenden: das Dritte, der Dritte.

Wenn ich für die weitere Nutzung des Wortes »Vater« plädiere, dann will ich damit nicht leugnen, dass es viele andere Formulierungsmöglichkeiten gibt, die auch durchaus zutreffend sein können. Aber gerade die historische Aufladung, die Evokation vieler Bilder aus Geschichten, aus unterschiedlichen Bildwelten, aus der Erinnerung transportieren gerade das Problem, das mit dem Wort »Vater« bezeichnet wird. Es übersteigt meinen Vorstellungshorizont, anzunehmen, dass man sich dieses Problems durch eine andere Formulierung entledigen könnte. Im Gegenteil, es würde Zugangsmöglichkeiten versperren. Besteht doch die Funktion des Vaters gerade in ihrer jeweils anderen Performanz. Sie ist nicht.

Das Wort »Vater« ist älter als die Performanz des Vaters, der jetzt vermisst wird. Die mit der Bezeichnung, dem Wort ausgelösten Emotionen und Erinnerungsspuren, die Spuren, die in die mit ihm bezeichneten historisch und kulturell verschiedenen Areale gelegt werden, sind es, die einen Teil des

Treibstoffs zur weiteren Differenzierung liefern. Diese Konnotationen könnten etwa in der Formulierung, dass es in Bildung eines Tertiums braucht, eines Anderen, einer Funktion der Trennung, einer Schnittstelle zwischen öffentlich und privat usw. schwerer zum zu bearbeitenden Widerstand werden.

Dennoch hat der »Vater« etwas mit dem Dritten zu tun, dem Dritten, der unterstützend, trennend, störend, ungreifbar zur Zweiheit hinzukommt und diese erst dazu macht.

Liest man in diesem Zusammenhang klassische Logiken, also dann, wenn man sich gerade mit dem verschwindenden Dritten, dem Vater, auseinandersetzt, dann könnte man meinen, dass dort dasselbe Problem verhandelt wird. Tertium non datur. »Das Dritte ist nicht gegeben« oder »Ein Drittes ist nicht gegeben«. Gemeint ist damit im Rahmen einer zweiwertigen Logik, dass eine Aussage entweder wahr oder falsch ist¹⁵ oder genauer: Von zwei Sätzen, von denen einer das vollständige Gegenteil des anderen aussagt, muss einer wahr sein.

Es ist aber auch klar, dass diese zweiwertige Unterscheidung nur in einem Kontext getroffen werden kann:

»If, e.g. in court the question is raised whether the defendant is guilty or not guilty, it would be non-sensical to answer: no, he is broad-shouldered. In other words: the alternative guilty or not guilty is enclosed in the context described by the statutes of criminal law.« (Günther 1975)¹⁶

Dieser Kontext, so könnte man vermuten, ist das Dritte. Es liegt auf einer anderen Ebene, färbt aber in die Vergabe der Werte mit ein.

Die beiden Dritten scheinen nichts miteinander zu tun haben. Vielleicht doch?

15 Die klassische Formulierung findet sich bei Aristoteles: »Soviel sei nun darüber gesagt, dass die Meinung, entgegengesetzte Aussagen seien nicht zugleich wahr, die sicherste von allen ist; [...] Da es aber unmöglich ist, über ein und dasselbe zugleich Widersprechendes mit Wahrheit auszusagen, ist es offenbar, dass nicht ein und demselben zugleich Gegenteiliges zukommen kann. [...] Wenn es also unmöglich ist, etwas mit Wahrheit gleichzeitig zu bejahen und zu verneinen, so ist es auch unmöglich, dass Gegenteiliges zugleich demselben zukomme, es sei denn, dass entweder beide Gegenteile nur in gewisser Beschränkung zukommen oder das eine nur in gewisser Beschränkung, das andere aber schlechthin. Und doch ist es nicht möglich, dass ein Mittleres zwischen den beiden Gliedern des Widerspruches gibt, sondern man muss eben eines von beiden entweder bejahen oder verneinen.« (Aristoteles 1970, 1011b ff.)

16 Günther führt dort noch ein weiteres Beispiel an und fährt fort: »In both cases the answer must be guided by a tertium-non-datur which refers to a superordinated viewpoint which in our first case was criminal law and in the second pathology. The alternates of a context may be very narrow and again they may be of ever increasing generality, the alternative still constitutes a mere context as long as it is possible to determine a superordinated viewpoint. A context changes into a universal contexture only on condition that it is impossible on principle to find a superordinated viewpoint which defines the meaning of the tertium-non-datur for the opposites for which the superordinated common viewpoint has been sought.«

Zu zeigen ist, dass auch gegenwärtig ein Drittes gegeben ist, ein Drittes, das man den Vater genannt hat. Das eine Dritte, das Logische, ist nicht gegeben und das andere Dritte, der Vater, so heißt es, sei verschwunden. Genau da treffen sie sich: An einer Leerstelle, die in irgendeiner Weise symbolisiert, d. h. mit Bildern oder Einbildungen versehen werden muss, damit sie nicht übersehen wird.

Diese Leerstelle könnte man auch als Schnittstelle bezeichnen, so wie die Bezeichnung im Umgang mit den neueren Medien benutzt wird. Diese sind auch immer Stellen, an denen unterschiedliche Logiken aufeinandertreffen und transformiert werden müssen. Die Schnittstellen sind im Sinne eines geschlossenen, gut funktionierenden Systems auch immer die Schwachstellen. So wird spätestens am Bildschirm die binäre Logik des Digitalen in etwas umgesetzt, das in einem anderen Kontext als dem der Informatik interpretationsfähig ist. Die Funktion des Vaters erinnert an diese Transformationsnotwendigkeiten und soll Mittel zur Verfügung stellen, diese Schwachstellen zu kreativen Stärken werden zu lassen.

In der Logik wird am Problem einer nicht-aristotelischen Logik gearbeitet (Günther 1991, Meyer 1983, 55 ff.), weil sich in der klassischen Logik eine Leerstelle des Unsagbaren, Unformulierbaren auftut, wenn man ein Drittes ausschließt. In den Problemstellungen solcher Arbeiten scheint sich etwas wiederzufinden, das auch in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationsprozessen Bildungstheorie herausfordert. Ich muss mich allerdings hier auf Andeutungen aus den programmatischen Sätzen Gotthard Günthers¹⁷ beschränken, die zeigen können, dass wir darauf angewiesen sein werden, noch radikaler unser Denken und Handeln auf differentielle Identitätskonzepte umzustellen:

»Schon in einem dreiwertigen System als dem einfachsten Fall einer mehrwertigen Logik spaltet sich das einfache klassische Identitätsprinzip in das Doppelmotiv der unmittelbaren Seinsidentität und der inversen Reflexionsidentität. In einem vierwertigen Kalkül gabelt sich die Reflexionsidentität in weitere streng zu unterscheidende Identitätsmotive.« (Günther 1991, XIII)

17 Gotthard Günther kommt durchaus in seinen Überlegungen auch in die Nähe des Denkens von Buber und Levinas. Dem konnte ich aber hier nicht nachgehen. Vgl. etwa: »Die Unterscheidung von denkendem und gedachtem Subjekt aber ist allemal die von Ich und Du. Das Ich ist immer das denkende Subjekt, und das Du ist unvermeidlich das gedachte Subjekt. Man kann auch sagen, das Du ist das Ich, das para-subjektiv als Objekt erfahren wird. [...] Das theoretische Ich kann nur dadurch in die Logik integriert werden, dass man feststellt: der Unterschied zwischen Ich und Du ist logisch irrelevant. Im Subjekt selbst wiederholt sich der Unterschied von Denken und Existenz. Das existierend gedachte Subjekt kann nur als Du interpretiert werden. Denn Existenz-haben und Objekt-sein sind logisch äquivalente Begriffe. Das Du ist allemal in der Welt. Es steht in ihrem Existenzzusammenhang. Umgekehrt kann das denkende Subjekt immer nur als Ich interpretiert werden. Seine Existenz ist unerreichbar, weil es sich von der Reflexion in immer tiefere Schichten der Innerlichkeit zurückzieht. Soweit die Reflexion ihm auch folgt, es bleibt stets Denken und enthüllt sich nimmer als Sein.« (Günther 1991, 328 f.)

Die Schwierigkeiten, denen wir uns in den gegenwärtigen Transformationsprozessen ausgesetzt sehen, resultieren aus einem metareflexiven Habitus als Folge der Moderne, der weiß, dass prinzipiell nichts mehr das ist, was es ist, sondern gleichzeitig, zukünftig und auch nachträglich etwas anderes gewesen sein wird. So ist der Vater nicht der Vater, weil jeweils etwas substanziell Bestimmtes mitgedacht und gefühlt werden kann, er wird aber substanziell in der Performanz, sogar existenziell. Es gibt dafür aber keine naturgegebene präreflexive Substanz.

»Statt uns zu einem universalen Subjekt hinzuführen, trägt die Selbstthematisierung des Reflexionsprozesses nur zu einer weiteren Aufspaltung und ungeahnter Vervielfältigung autonomer Ichzentren bei. Nur seelenlose Objektivität erhält sich in der Einheit, Subjektivität lebt nur in der Vielheit.« (XXV)

Auf das Axiom aus der aristotelischen Logik bezogen folgt Günther dann:

»Das Tertium non datur ist ein logischer Grundsatz einer naiven Weltanschauung, die Realität mit natürlichem Sein identifiziert, d. h. mit Sein, das absolut objektiv ist und in dessen Beschreibung das reflektierende Bewusstsein nicht hineindefiniert zu werden braucht.« (129) Für Günther ergibt sich daraus: »Was durch das Tertium non datur ausgeschlossen wird, ist die Reflexion, die über das metaphysische Grundthema dieser Logik hinausgehen will.« (133)

Dieses Statement leitet über zu einem Thema, das uns angesichts (!) der hier verhandelten Problematik des Vaters in Bildung noch beschäftigen wird: Unsichtbarkeit (und Verführung zur Halluzination):

»Es kommt diesem Denken nirgends der Gedanke, dass Realität vielleicht nicht mit der objektiv gegebenen, sinnlich und gegenständlich erfahrbaren Welt identisch ist. Dass der objektive Tatbestand der Welt vielleicht nur eine Teilkomponente des gesamten Wirklichkeitszusammenhangs ist.« (140)

Die Leerstelle, das tertium, wird in unterschiedlichen Diskursen thematisiert: So von Robert Heim aus einer der möglichen psychoanalytischen Sichtweisen auf Freuds »Mythologie« in *Totem und Tabu* heraus:

»Die Stelle des toten und gemordeten Vaters bleibt also leer, und von daher rührt die kulturstiftende Wirksamkeit des ödipalen und symbolischen Vaters. Die Einsicht in die Vergeblichkeit des Mordes geht einher mit der Anerkennung dieser Leerstelle; sie ist lediglich der Ort des Grabes, des Mahnmals, des Totems, der symbolischen Funktion. Tabuisiert, kann diese Leerstelle nur um den Preis hybrider Anmaßung eingenommen werden.« (Heim 1999, 67)

Edgar Morin dreht das genau wieder um, sieht diesen Mord als Geburt: »Das große Phänomen, das die Menschwerdung vorbereitet und den homo sapiens vollendet hat, ist nicht die Tötung, sondern die Geburt des Vaters.« (Morin 1974, 174)

ANSCHLUSS

In erziehungswissenschaftlicher Perspektive kann meine Skizze an die Arbeit von Dieter Lenzen (1991) anknüpfen. Er hat die historische Entwicklung der Vaterschaft analysiert bis in die Gegenwart hinein. Wir kommen vielleicht zu dem Schluss, so Lenzen,

»dass etwas unwiederbringlich verloren ging. – Aber was ist das? Es sind nicht die Funktionen, die der Vater einmal ausübte, sondern es ist die Tatsache, dass es nicht mehr der Vater ist, der diese Funktionen wahrnimmt. Denn dieses ist eine der sich unmittelbar aufdrängenden Auffälligkeiten der historischen Betrachtung: Sukzessive, im Grunde bereits in der Antike beginnt eine schleichende Verlagerung ehemals väterlicher Funktionen auf andere Funktionsträger.« (Lenzen 1991, 252)

An dieser Perspektivierung des Vaters möchte ich etwas drehen, nicht grundsätzlich die Ergebnisse von Lenzens Analysen bezweifeln: Wie wäre es, wenn doch unser Bild des Vaters, aus dessen Vorbild wir von der vaterlosen Gesellschaft sprechen können oder von der Verlagerung der Funktionen des Vaters auf andere Funktionsträger, doch zu sehr von den nachträglich idealisierten Erfahrungen des 19. Jahrhunderts abhingen, von einer romantischen oder biedermeierlichen Vorstellung des Vaters? Gab es einen Träger all dieser Funktionen, die Lenzen zusammenstellt, im Neolithikum?

Wie wäre es mit der These: Es gab nur eine kurze Zeit, in der ein Großteil dieser Funktionen mit einem individuellen Menschen männlichen Geschlechts in Beziehung gebracht und fest verbacken wurde, in der ein solcher Mensch auch meinte, er sei *der* Vater. Man könnte versuchen einen Zusammenhang zu sehen mit der Rede vom Tod Gottes, dem allmählichen Abschied vom Monarchen, von der gesellschaftlich nicht mehr anerkannten verbindlichen Funktion des Papstes. Die Erwartungen an diesen einen Menschen, der eine mögliche Funktion des Vaters inszenierte, wurde mit vielen anderen Funktionen zugeschüttet, die zu verkörpern er nie im Stande war, weil das Umfeld, in das diese Funktion eingebettet war, insbesondere betrifft das den deutschen Funktionsträger, allmählich zusammenbrach (vgl. erneut Vinken 2001 für die Funktion der Mutter).

Lenzens Arbeit führt dahin, genauer zu sehen, dass die Funktion(en) des Vaters extrem künstlich sind und von daher immer wieder neuer Realisationen bedürfen, um wahrnehmbar zu werden oder zu bleiben. Diese Darstellung und die Fähigkeit zu ihrer Wahrnehmung ist dann Bildung als eine, die aktiv und passiv geschieht.

Die Notwendigkeit und auch Anstrengung der Darstellung bringt immer auch einen melancholischen Zug (vgl. den Titel bei Heim 1999) mit sich, die Sehnsucht, dass es doch nicht so anstrengend sein möge, dass der Vater sich zeige und unmittelbar präsent sei, dass er als Bezugspunkt außerhalb all unserer Verstrickungen und Bindungen eine Sicherheit gebe und uns erwähle,

nicht wir ihn suchen müssen, dass sich der Himmel auftue und von dort eine mächtige Stimme erschölle, die verkünde: Dieses ist mein geliebter Sohn¹⁸, an dem ich mein Wohlgefallen habe (Matthäus 3, 17). Dafür gibt es in den Mythen, Sagen, Märchen, Religionen, Geschichten viele Beispiele. Aber auch für das Gegenteil, dass er genau das nicht sei oder tun möge. Jedenfalls bleibt ein starkes Motiv zur Suche, sei es nach der unmittelbaren Beziehung zu einem konkreten Menschen, zu dem man Vater sagen kann und der den Suchenden umstandslos als Sohn beiderlei Geschlechts anerkennt, sei es nach der Befreiung aus dieser Unmittelbarkeit, einer mehr narzisstisch¹⁹ betonten Selbstständigkeit, die sich von dieser Art Vater lossagen kann, ihn zumindest im übertragenen Sinne tötet und entpersonalisiert.

Gegenwärtig lässt sich kein Nachlassen dieser Suche feststellen, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Bildenden Kunst, im Film,²⁰ überall Erscheinen neue Arbeiten, die das Vaterproblem thematisieren. Wir sind den Vater keineswegs los, er hat uns nicht losgelassen, solange wir das Unbehagen in der Kultur ertragen und nicht noch mal in der Barbarei Zuflucht suchen.

BEDEUTUNG DER FUNKTION

Die Funktion des Vaters in Bildung ist in mehrfacher Weise von Bedeutung:

Einmal dadurch, dass die Funktion selber zumindest historisch gesehen bedeutend war und immer noch mitschwingt.

Zum Zweiten dadurch, dass Bildung den Lauf dieser Funktion, also deren Funktionieren, das Verhältnis zum Symbolischen inauguriert und mitbestimmt – im Individuum wie in der Gesellschaft, und zudem in einer Weise, die beide nicht mehr als ausschließende Gegensätze gegenüberstellt.

Zum Dritten macht diese Funktion aufmerksam auf ein wichtiges Moment aller gegenwärtig erforderten Bildung, auf die Arbitrarität der Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem.²¹ Konkret am Beispiel der Funktion des Vaters wird deutlich, dass die Zuordnung, »Vater = Person männlichen Geschlechts, die ein Kind gezeugt hat«, nur eine der vielen Möglichkeiten ist, die Funktion des Vaters darzustellen, aber keineswegs die einzige.

In der Moderne und in der Gegenwart ist der Vater (wieder) zu dem geworden, was er immer schon war: Er ist ein Verschwundener, ein Verschwindender, ein schwer Auffindbarer und zusätzlich vielleicht sogar noch ein

18 Sohn beiderlei Geschlechts.

19 Bei Freud geht es genau um drei Mythen, die die Struktur der Relation zum Vater wiederzugeben versuchen: Ödipus, Narzissus und Moses.

20 Zum Beispiel Benignis *Das Leben ist schön* (Italien 1998), Vinterbergs *Das Fest* (Dänemark 1998), Andersons *Magnolia* (USA 1999)

21 Das andere ebenso bedeutsame Feld, das darauf aufmerksam macht, ist der Geschlechtsunterschied.

Verleugner. Der »Vater« meint dabei eine Funktion. Die Funktion der Mutter ist dieser Funktion gegenüber vergleichsweise stabil.

Die Funktion des Vaters ist eine, die sich ganz wesentlich aus der Nachträglichkeit²² ergibt. So lässt sich leichter mit Projektionen in die Vergangenheit arbeiten, um dann festzustellen, dass es so nicht mehr ist. Die Leistungen der vorangegangenen Generationen in der Darstellung der Funktion werden als Kontrastmittel für das Fehlen oder die Umformulierung in der Gegenwart und für die Zukunft genommen. Die Funktion der Mutter dagegen ergab sich aus der Präsenz. Und vielleicht auch aus der Sichtbarkeit des Futurs aus der Sichtbarkeit der Schwangerschaft. Aber auch diese Funktion wird gegenwärtig aus dieser scheinbar sicheren Bindung herausgelöst. Durch die Möglichkeit der In vitro-Fertilisation und der Wiedereinpflanzung des befruchteten Eies in einen jeglichen Uterus tritt eine Unterbrechung ein in der Plausibilität der Sichtbarkeit und des allmählichen Wachsens, die dann einer Rekonstruktion und meist auch schriftlicher Zeugnisse bedürfen. Erst dadurch, dass die Vaterschaft eine Funktion ist, nicht aber an einen wie auch immer gedachten realen Vater alleine zu knüpfen ist, ergibt sich die Chance, den Hunger nach Idealisierungen zu stillen, also Fiktionen zu formulieren und wieder zu stören. Dies ist ein Einsatzpunkt von Bildung als Bildung von Tradition. Fiktionen sind notwendig für Bildung. Davon ist vielleicht die Bedeutsamste die Fiktion der Repräsentation der Referenz.

Die Funktion des Vaters ergibt sich nicht von selbst im Bereich der Wahrnehmung. Die Funktion muss künstlich in die Wahrnehmung überführt werden. Der Prozess der Überführung unterliegt einer Bildung, einer Gestaltung. Solche Gestaltungen – das wird immer wieder erkennbar – könnten auch anders sein. Solche Gestaltungen, Zeugenschaften, unterliegen einem Verbrauch und sind sehr anfällig, müssen immer wieder neu und anders gestaltet werden, sonst verlieren sie ihre Funktion als künstliche, fahren fest zu naturalistischen Anschauungen.

Die unausweichliche Aufgabe einer institutionalisierten Bildung beginnt in der Erhöhung der Wahrscheinlichkeit dafür, dass Loslösungsprozesse stattfinden. Es kommt darauf an, trotz besseren Wissens und im Wissen darum, dass es auch begründbar, d. h. verhandelbar anders geht, suggestive Formen zu setzen, zu erfinden, ohne dass diese durch irgendeinen offenbaren Text, für den es eine inkarnierte Autorität gäbe, gegründet sind. Dies ist ein riskantes Unternehmen (vgl. hierzu Žižek u. a. 1993). Es geht um die Ermöglichung eines getrennten Daseins, einer Trennung aus der Einbildung einer möglichen Symbiose, eine Freisetzung, Bildung. Dieser Versuch, der scheitern kann, steht den strukturell vergleichbaren Träumen des Perversen entgegen: Er »träumt davon, die sexuelle Aktivität in eine instrumentale, zweckorientierte Aktivität

22 Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist zum Schutz der Vaterfunktion falsch herum erzählt. Es ist eigentlich das Gleichnis vom verlorenen Vater.

zu verwandeln, die sich gemäß einem genauen Plan vorbereiten und durchführen lässt.« (Žižek 1999, 141 f.) Das ist auch das Vorgehen einer am naturwissenschaftlichen Ideal orientierten Wissenschaft, und deren Ergebnis ist »Viagra«.

Der Vater hingegen, so könnte man sagen, ist aus symbolischer Materie gemacht, aus der Materie der Fiktionen. Anders formuliert:

»Er ist grundsätzlich institutioneller Natur [...] So ist es für bestimmte Kulturen durchaus plausibel, die Vaterschaft in zwei voneinander getrennte Funktionen aufzuspalten: einerseits die genitale Reproduktion, andererseits das, was ich die Politik der Vaterschaft nenne, die identifikatorische Funktion für das Kind.« (Legendre 1998, 35). Unsere Kultur legt eine Konfusion beider Seiten nahe. »Der Vater ist ein Sohn, der das Amt des Vaters ausübt. Tut er es nicht, dann geraten umgekehrt die Kinder in die unhaltbare Position, das Amt des unmöglichen Vaters ausüben zu müssen.« (37)

Die Jahrhunderte vor dem unsrigen waren ebenso geprägt von den Versuchen, immer wieder dem Verschwinden des Vaters Einhalt zu gebieten oder, man könnte auch sagen, einen Halt zu gebieten. Bildung bezeugt.

Selbst wenn schon vor der exakten naturwissenschaftlichen Nachweisbarkeit die Zeugung bekannt war, so hieß sie eben noch Zeugung. Es kam dabei das Wort ins Spiel.

ZEUGENSCHAFT

Da die naturwissenschaftlichen Verfahrensweisen der Kontrolle über Sichtbarkeit und Wiederholbarkeit nicht ausreichen, besteht Bildung ganz wesentlich darin zu zeugen. Zeugnisse sind keine Beweise noch können sie zum Programm taugen, vielleicht zum Epigramm. Zeugnis zu geben heißt aber auch einzustehen an einer Stelle, die leer ist. Hier lässt sich nicht alles ableiten oder in einzelnen Schritten folgern. Ein Zeugnis tritt da auf, wo nichts ist, an das man sich sonst halten könnte. Ein Zeugnis ist damit immer auch verbunden mit dem Auftauchen von etwas Einzigartigem und dessen Anbindung ans Allgemeine, nicht als Subsumtion. Das Zeugnis hat als ein Bescheiden und als Grundlage eines Urteils immer auch den Charakter von Gewalttätigkeit. Die, die Zeugnis geben, sind eben authentisch: authentisch im Sinne des griechischen Ursprungs des Wortes (*authenteo*) heißt »eigenmächtig handeln«. Der *Authentes* ist dementsprechend im Griechischen der Mörder und im übertragenen Sinne der Gewalthaber, der von eigener Hand und in eigener Verantwortung etwas ausführt. Das ist dann die Loslösung vom Vater und die Ausübung der Funktion des Vaters.

FREUNDE DES VERBRECHENS

In der Authentizität liegt der amoralische (Be-)Zug (zum Unbewussten) der Psychoanalyse, der Kunst und deren immer wieder vorkommende Unbeeindruckbarkeit von Verwertungsinteressen (»Autonomie«). Der erste Wortbestandteil von authentisch leitet sich von *autos* (selbst) ab. Der zweite Wortbestandteil ist nicht so leicht zu dechiffrieren. Nach Auskunft der Wörterbücher steckt in ihm dieselbe Wurzel wie »Sin«, was ja bekanntlich Sünde bedeutet, in der älteren Bedeutung »schädlich«, »sträflich« heißt. Sind die, die sich und andere bilden, also Freunde des Verbrechens?

»Zeugenschaft« – ein Merkmal künstlerischer wie pädagogischer Tätigkeit – wäre ein Modell, das in verschiedenen Formen eine Stellungnahme zum Stand der Beziehung zu bisher so nicht Aufgetauchtem, nicht Formuliertem oder Formulierbarem, Ungewusstem und Unbewusstem bei einem Subjekt erlauben würde, das sich mit dem Wunsch, z. B. sich künstlerischer Artikulation zu nähern, auseinander setzt.²³ Anders gesagt: Es geht in der Bildung um Darstellung (mit »Rücksicht auf Darstellbarkeit«) der je besonderen Arbeit(sweise). Dabei spielt nicht nur der Bezug von Bildung etwa zum Diskurs der Kunst oder der Psychoanalyse im Allgemeinen eine Rolle. Vielmehr geht es um die Wahrnehmung und Darstellung der Situation selbst, welche die »Zeugenschaft« aufführt – als Darstellung des Zeugnisses und ebenso als Wahrnehmungsmöglichkeit durch und für die anderen.²⁴

Ohne ein solches Angebot zur »Zeugenschaft« steht eine Institution leicht in der Gefahr, nichts anderes als eine Abwehr – Widerstand wäre ja nicht schlimm – zu verkörpern gegenüber z. B. der Kunst oder den merkwürdigen Subjekten, die der pädagogischen Aktion unterliegen. Diese können sich der Ermöglichung von Diskontinuität nähern. Eine solche Struktur stünde gegen eine Vetternwirtschaft, die nichts anderes kennt als familiäre, ja inzestuöse Bindungen ohne Diskontinuität.²⁵ Zeugenschaft ermöglicht eine transgenerative Überlieferung.

TRANSGENERATIVE ÜBERLIEFERUNG

Genau darin liegt die Chance und der Zweck einer Institution, Transformationsprozesse, Unterbrechungen und Übergänge so darzustellen und zu ermöglichen – sie sind ja nicht von selber –, dass Individuen an im Prozess sich entwickelnden Strukturen nicht zugrunde gehen, weil sie meinen, die Spannungen, die hierbei auftreten, nicht aushalten zu können. Schulen begleiten

23 Beide sind da Zeugen, geben Zeugnis, Schüler und Lehrer.

24 Die üblichen Verfahren des als gelungene Pädagogik Dargestellten und der entsprechenden Auswertung folgt dem Muster der Anpassung.

25 »Inzestuös« hier im übertragenen Sinne des »zu Hause ist alles möglich!«.

Unterbrechungen, sie lösen aus dem Schoß der Familie, welcher historischen Form auch immer. Hier treten mütterliche Funktion und väterliche in eine produktive Spannung. Und die mütterliche Funktion dann in der Schule wird dadurch zu einer anderen als außerhalb und vor der Schulzeit.

Das transgenerative Moment, ein Moment der Funktion des Vaters, erinnert daran, dass in der menschlichen Existenz immer wieder etwas Unsicheres, Fremdes und Beeinflussendes zurückgewiesen, »getötet« werden muss (Urvater), damit eine neue Generation entstehen kann. Dementgegen steht die Sehnsucht nach Ununterschiedenheit, nach Aufgehen im Ganzen, einem Jenseits von Gut und Böse. Wird die ursprüngliche Abspaltung, Tötung, bis zur Unkenntlichkeit verdrängt, nicht als gesellschaftlicher Prozess erfahrbar und auch aufhebbar, bedarf es immer neuer Wiederholungen des Verdrängungsprozesses, die sich in inhaltlich entleerten Ritualen äußern, in denen die Form selber zum Halt wird, wie wir sie von Zwangsneurotikern kennen. Diese Rituale finden sich aber auch in allen möglichen gesellschaftlichen Institutionen. Oft wird für die Notwendigkeit dieser Abspaltung irgendwer verantwortlich gemacht. Einer der Prototypen einer solchen »Erklärung« ist der Bericht in Moses 1 über den Baum der Erkenntnis. Es geht also darum, in einem immer wieder einzugehenden Bildungsprozess sowohl die tödliche Macht des Wiederholungszwanges zu durchbrechen, aber auch gleichzeitig in einer Art nachträglichem Gehorsam immer dann, wenn man wieder alles wollte, der Zerrissenheit, der Mangelhaftigkeit Rechnung zu tragen.²⁶

Gegenwärtig scheint die Verdrängung allerdings in eine Verwerfung des Namens des Vaters überzugehen, was eher psychotische Strukturen zur Folge hat: Ein freies Floaten der Vaterfunktionen führt zur gewaltsamen Realisation der Unterbrechung der unscharfen Konturen: Es kommt zur Zerstörung um der Zerstörung willen.

26 »Freud spricht denn genau von diesem Bann [im Sinne der Ermöglichung einer Gegenwart durch Bannung, Verdrängung, KJP], wenn er sein Argumentationsmuster von der wiederkehrenden Macht des toten Vaters als einen Zusammenhang von Vaternord der Urhorde, Totenbildung und Religionsgründung entrollt. Dass dieser ursprüngliche und gewalterfüllte Akt der Kulturstiftung die Menschheit bis heute nicht zur Ruhe kommen ließ, ist dieser mythologischen Konstruktion zufolge nichts anderes als ein Symptom dieser Wiederkehr als virtuell tödlicher. So halten sich für Freud die versöhnende nachträgliche Liebe zum gemordeten Vater im »nachträglichen Gehorsam« und ein tödlicher Bann des unversöhnten, rächenden Vaters die Waage; die menschliche Kultur wird auf immer geprägt sein vom fragilen Gleichgewicht dieser in ihre Wurzeln eingelassenen Ambivalenz.« (Heim 1999, 36)

EIN BLICK ZURÜCK

»Das Dritte, das im Tertium non datur aus dem logischen Formalismus verbannt wird, ist der »Grund« des Denkens. Aber dieser Grund enthüllt sich nun seinerseits als zweideutig. Er ist einerseits vorausliegendes Sein, und als solcher motiviert er das Denken. Andererseits aber ist er »Schein« oder Reflexion selbst, d. h. ichhafter Ursprung des Begreifens, und als solcher setzt er die Reflexion in Bewegung«

Günther: *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik*

Schon der Gott der Bibel war eine Beschreibung und Erzählung gegen das Verschwinden, eine Suche. Er sprach aus Wolken und aus Dornbüschen²⁷ und auf dem Berg. Was Moses von ihm brachte, war geschrieben. Ein Gesetz. Er hatte ihn nicht gesehen und nicht anschauen können. Die Funktion des Vaters äußert sich in Sprache, Schrift und Segen.

Abraham hörte z. B. den Befehl Gottes, seinen Sohn Isaak zu opfern. Und Einhalt gebot ihm eine Stimme. Durch die Bereitschaft zum Opfer in der Anerkennung einer Macht, die über der seinen steht, wird Abraham zum Vater und Isaak zum Sohn. Durch Bindung und Entbindung. Durch den Eingriff einer Macht von außen. Und durch die Anerkennung, dass dyadisch keine generativen Potenzen zu etablieren sind. Dies geschieht durch die Unterbrechung eines damals erstmalig auf die blutsgemäße Abstammung basierten Verhältnisses zwischen zwei Generationen. Diese Zuordnung reichte aber erkennbar nicht aus. Sie musste eine Verankerung in einem symbolischen Prozess finden.

Der Rechtshistoriker und Psychoanalytiker Legendre stellt hierzu die Frage:

»Um was geht es in dieser für die europäische Kultur paradigmatischen Szene? Der Vater wird instituiert als derjenige, der den Sohn im Bezug zum Mord bindet und entbindet, und er nimmt diese Bindung und Entbindung für seinen Sohn und für sich selbst vor. *Der Vater befindet sich in der Position desjenigen, der zugleich Mörder des Kindes ist und der es wieder begnadigt.* Eine derart paradoxe Situation hat bezüglich der Politik der Vernunft nur dann Sinn, wenn sie bezogen ist auf die Einrichtung der absoluten Differenz²⁸

27 »Yerushalmi hat darauf hingewiesen, dass nach der jüdischen Überlieferung Moses beim brennenden Dornbusch nicht dem Gott als Schöpfer von Himmel und Erde begegnet, sondern dem Gott der Väter, in dessen Namen er die Juden aus Ägypten führen soll (vgl. Exodus 3,6; 3,15 f.). Als Gott seiner Väter aber ist es ein Gott der Geschichte; an ihn zu erinnern heißt also auch an die Geschichte zu erinnern. Daher bedeutet das Verstehen des (jüdischen) Gesetzes (Thora) nicht nur Interpretation der als heilig überlieferten Worte, sondern zugleich Interpretation der Geschichte und deren Sinn. Glauben heißt daher im Judentum zuallererst und im Kern: erinnern. Darin liegt im Prinzip die Bedeutung aller Rituale; Beten, Studieren und Einhalten der Gebote und Verbote zentrieren sich immer wieder um die Erinnerung.« (Blumenberg 2001, 43) Vgl. auch Yerushalmi (1988).

28 Die Kombination von Einrichtung und absoluter Differenz ist selbst wiederum paradoxal, KJP.

[...] Das Wesen der Referenz besteht darin, in der menschlichen Spezies das Verhaftetsein mit der Allmacht aufzulösen und zu unterbinden. In der Geschichte, die Abraham und Isaak bereit zum Opfer zeigt, bindet und entbindet der Vater weder aus reiner Willkür, noch ist er bloß ein Henker, der blind Befehle ausübt und seinen Job tut. Er nimmt die Funktion desjenigen ein, der opfert.« (Legendre 1988, 33)

Und er geht auch ein Risiko ein für sich selber. Da es damals noch keine Rentenversicherung gab und auch keine Keimzellenforschung, bedeuteten die Nachkommen das (ewige) Leben.

Die Unsichtbarkeit der Funktion des Vaters wurde in der weiteren Geschichte untermauert durch ein Bilderverbot. Die Bilder, besser Abbilder, von einer ursprünglichen Bildung, Ergebnisse des Strebens nach Wahrnehmungsidentität werden so unter Verdacht gestellt: Sie gelten als Verdrängung, Stillstellung von Konflikten, die durch Unpassendes entstehen. So kann die auf Wiederholung zielende Suche nach Wahrnehmungsidentität unterbrochen werden.

Eine mögliche Umschreibung des Bilderverbots, wie es abkürzend genannt wird, könnte heißen: Kein symbolischer Ausdruck soll den Eindruck erzeugen dürfen, dass man dadurch oder davon etwas habe. Jeder symbolische Ausdruck soll nach Möglichkeit so strukturiert sein, dass seine nur momentane Geltung trotz seiner nur vorläufig nachträglichen Dauer erfahren werden kann. Eine Abbildung ist nur dann erlaubt, wenn sie Indikatoren dafür enthält, die über sie hinaustreiben, auf eine nächste Übersetzungsnotwendigkeit hin, auf Bildung. Dazu gehört eben die Notwendigkeit sich auch immer wieder zu bilden, d. h. die Einbildungen zu zerstören, d. h. auch eine bisherige Ganzheit aufzugeben. Das erst bedeutet Erfahrungsfähigkeit.²⁹

Die Sichtbarkeit erscheint in der Theorie Freuds und wohl auch in dessen Praxis, wie Didi-Huberman schreibt, als ein »fragiler Überrest« (Didi-Huberman 1999, 67). Die Holzspule im Fort-Da-Spiel, beschrieben in *Jenseits des Lustprinzips*, lebe und tanze, »um die Abwesenheit zu figurieren«. Freud schreibe hier die Grundlage einer Art Archäologie des Symbols.

»LOLA RENNT«³⁰

Wohin rennt Lola eigentlich? Lola rennt zu ihrem Vater. Lola, der immer etwas einfällt, die um Hilfe in einer verzweifelten Situation gefragt wird, rennt zu ihrem Vater, weil sie überzeugt ist, dass er helfen kann, dass er sogar helfen muss. Die drei Versionen der Geschichte handeln am Ende unterschiedlich von der Funktion des Vaters. Das gemeinsame der drei Ausgänge ist das Ver-

29 Dazu bedarf es eines settings, bestimmter Verfahrensweisen, wie sie in der psychoanalytischen Kur modellhaft erprobt werden. Dies wird genauer beschrieben in Pazzini 2002.

30 Regie: Tom Tykwer, Deutschland 1998

sagen des Vaters. Im ersten Versuch kommt sie als Bittstellerin und muss erfahren, dass der Vater das Geld nicht hat, das sie bei ihm vermutet. Er erweist sich als Impotentat und zudem noch als Ehebrecher. In der zweiten Version versucht sie ihn zu zwingen, das Geld herauszurücken. Das gelingt zwar, aber sie kommt damit zu spät. In der dritten Version versucht sie ihr Glück in der Spielbank, sie erzwingt ihr Glück im Engpass der Hilflosigkeit. Und es gelingt. Der Vater hat seine Funktion erfüllt. Er hat Lola gezwungen, indem er seiner Liebe folgte, ihn als Versager zu erleben. Lola ist nun Potente. Der Vater wird von einem imaginären Vater zu einem symbolischen. Sie hat das Geld.

LITERATUR

- Aristoteles: *Metaphysik*. Stuttgart 1970
- Blumenberg, Yigal: »Vatersehnsucht« und »Sohnestrotz« – ein Kommentar zu Sigmund Freud *Totem und Tabu*. In: *Psyche – Z Psychoanal Internet* 2001. 47 Seiten
- Butler, Judith; Laclau, Ernesto: *Verwendungen der Gleichheit. Eine Diskussion via e-mail*. In: Oliver Marchart (Hg.): *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Wien 1998, 238–264
- Detsch, Roland: *Vater*. In: *Microsoft Encarta 98 Enzyklopädie*. Microsoft Corporation 1993–1997
- Didi-Huberman, Georges: *Was wir sehen blickt uns an. Zur Metapsychologie des Bildes*. München 1999
- Günther, Gotthard: *Number and Logos. Unforgettable Hours with Warren St. McCulloch*. 1975 In: <http://www.vordenker.de/numlog/numlog1.htm> /
- Günther, Gotthard: *Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik*. Hamburg 1991
- Heim, Robert: *Utopie und Melancholie der vaterlosen Gesellschaft*. Gießen 1999
- Kurnitzky, Horst: *Der heilige Markt. Kulturhistorische Anmerkungen*. Frankfurt a. M. 1994
- Legendre, Pierre: *Das Verbrechen des gefreiten Lortie. Abhandlungen über den Vater*. Freiburg 1988
- Lenzen, Dieter: *Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation*. Reinbek bei Hamburg 1991
- Link, Jürgen: *Sicher, sicher, aber es ist alles ganz normal. Was Normen sagen, ist noch lange nicht die Norm: Zur gesellschaftlichen Funktion des guten Gewissens in der biopolitischen Debatte*. In: *FAZ* 176/2001 (1. August)
- Meyer, Eva: *Zählen und Erzählen. Für eine Semiotik des Weiblichen*. Wien/Berlin 1983
- Mitscherlich, Alexander: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München 1963

- Morin, Edgar: *Das Rätsel des Humanen. Grundfragen einer neuen Anthropologie*. München 1974
- Ortgues, Edmond: *Das Inzestverbot und der Platz des Dritten*. In: Stork 1974, 135–157
- Pazzini, Karl-Josef; Porath, Erik; Žižek, Slavoj: *Das Phantasma durchqueren. Slavoj Žižek im Gespräch mit Karl-Josef Pazzini und Erik Porath*. In: *Spuren* 43, Dezember 1993, 54–56
- Pazzini, Karl-Josef: *Psychoanalyse – ein gesichtsloses Setting?* In: Marianne Schuller (Hg.): *Schnittstelle Gesicht. Mienen – Medien – Medizin*. Bielefeld 2002
- Stork, Jochen (Hg.): *Fragen nach dem Vater. Französische Beiträge zu einer psychoanalytischen Anthropologie*. Freiburg/München 1974
- Vinken, Barbara: *Die Deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München 2001
- Yerushalmi, Yosef Hayim: *Zachor. Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*. Berlin 1988 (zuerst 1982)
- Žižek, Slavoj: *Liebe Deinen Nächsten? – Nein, danke! Die Sackgasse des Sozialen in der Postmoderne*. Berlin 1999

